

RAINER NÜBEL
DANIEL RÖLLE
NADIA ZABOURA

MEDIEN ZWISCHEN MACHT UND OHNMACHT

Wie Journalismus Vertrauen
zurückgewinnen kann

HIRZEL

Rainer Nübel/Daniel Rölle/Nadia Zaboura

Medien zwischen Macht und Ohnmacht

Rainer Nübel/Daniel Rölle/Nadia Zaboura

Medien zwischen Macht und Ohnmacht

Wie Journalismus Vertrauen
zurückgewinnen kann

Mit einem Nachwort von Jupp Legrand

HIRZEL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzungen, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-7776-3403-6 (Print)

ISBN 978-3-7776-3601-6 (E-Book, epub)

© 2025 S. Hirzel Verlag GmbH
Maybachstr. 8, 70469 Stuttgart
service@hirzel.de
Printed in Germany

Lektorat: Hubert Klöpfer, Tübingen
Umschlaggestaltung: sempersmile, München
Satz: abavo GmbH, Buchloe
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

www.hirzel.de

Inhalt

Vorwort 9

TEIL 1:
ERFAHRUNGSSTORYS, WAHRNEHMUNGEN:
NARZISST UND VOLLMUND?

Spiegelungen 19

Gegenlicht 29

Entfremdung 41

Fehler 45

Psychologen ohne Lizenz 57

»Mittlerweile hasse ich das Schreiben« 67

Die Unvollendeten 73

Die fütternde Hand 89

Szenen einer Beziehungskrise 103

TEIL 2:

MEDIENREPORT – KRISEN, REAKTIONEN UND LÖSUNGSANSÄTZE

Wie Medien ticken.....	115
Der große Wandel: Multiple Herausforderungen und Krisenfaktoren..	125
Tendenzen der Polarisierung im Publikum	139
Was machen Medien mit ihren Machern und Macherinnen?.....	147
Vom Performance-Problem zur vielseitigen Systemkrise.....	157
Schafft der Journalismus den »Dreifach-Wumms«?	173

TEIL 3:

MEDIENAUSBLICK – CHANCEN, HÜRDEN UND ZUKUNFTSSZENARIEN

Wie Medien wieder journalistisch wirksam werden.....	197
Fallbeispiel 1:	
Die politische Talkshow.....	200
Fallbeispiel 2:	
Medienvielfalt und die Breite der Gesellschaft.....	220
Nachwort	251
Empfohlene Literatur zum Thema.....	255

Vorwort

Es waren einmal Journalisten und Journalistinnen, die hatten im ganzen Land eine ziemlich große Bedeutung. Was sie schrieben oder sendeten, hatte Qualität und Relevanz. Ja, es war sogar so, dass die von ihnen veröffentlichte Meinung nahezu die öffentliche Meinung darstellte. So groß war ihre Wirkung. Und so superwichtig ihre Funktion, für all die Menschen im ganzen Land täglich zu entscheiden, was an Nachrichten und Themen relevant und berichtenswert für sie war. Man könnte fast sagen: Sie bestimmten maßgeblich darüber, was die Bevölkerung zu interessieren hatte.

Und daher wurde den Journalisten und ihrem Berufsstand eine ziemlich große Macht zugesprochen. »Die vierte Gewalt« nannte man sie, und dabei klang Respekt mit. Manche Menschen hatten sogar regelrecht Angst vor ihnen, vor allem, wenn sie Dinge getan hatten, die so gar nicht ans Licht der Öffentlichkeit gelangen sollten. Wenn es nach ihnen gegangen wäre. Doch da waren die Herren Politiker und Wirtschaftsführer gerade an die Richtigen geraten. Mutig und tapfer, wie die Journalisten nun mal waren, schauten sie diesen Mächtigen genau auf die Finger und zerrten sie ins grelle Scheinwerferlicht, wenn sie bei ihnen auch nur einen Hauch von Fehlverhalten festgestellt oder gewittert hatten. Dazu hatten allein sie die Lizenz. Und die Menschen schauten interessiert, zuweilen auch mit wohligem Schauer zu, wenn manche Mächtigen

auf diese Weise aus luftiger Höhe plötzlich in die Tiefe knallten – und manche unter ihnen für immer in der Versenkung verschwanden.

Da wunderte es doch nicht, dass die Journalisten mächtig stolz auf ihre Rolle waren. Und auf sich. Ihr Berufsleben war jedenfalls in bester Ordnung, der üppige Verdienst und die Rente gesichert, die Selbstwertschätzung fast so wunderbar hoch wie die Renditen ihrer Medienhäuser. Und so wäre es wohl bis zum Ende ihrer Tage geblieben, wenn, ja wenn ihre Branche nicht den umfassenden Umbruch der öffentlichen Kommunikation durch die Digitalisierung wie ein sattes Murmeltier verschlafen hätte und aus dem Publikum nicht plötzlich Parolen wie »Mainstream-Medien« oder gar »Lügenpresse« gekommen wären.

Heute muss vielen Journalistinnen und Journalisten diese Zustandsschilderung tatsächlich wie ein Märchen aus uralten Tagen vorkommen. Dabei sind diese »goldenen und wilden Zeiten«, wie manche Medienveteranen gerne und ziemlich wehmütig schwärmen, noch gar nicht so lange her, kaum zwanzig Jahre. Seit den 2000er Jahren aber sind die Bedingungen für professionellen Journalismus in Deutschland deutlich karger geworden. Der digitale Wandel hat die mediale Kommunikation radikal verändert. Und damit die Alltagsrealität in Zeitungsredaktionen, Online-Medien, TV- und Radiosendern – sowie ihr Verhältnis zum ehemals passiv konsumierenden Publikum.

Völlig neue Möglichkeiten, aber auch Aufgaben und Anforderungen sind in kurzer Zeit entstanden – Multi- oder Crossmedia. Das Publizieren auf digitalen Kanälen kam hinzu, was die Arbeitsverdichtung in einem traditionell schon stressigen Beruf weiter verstärkt hat. Hier noch ein schnelles Porträt über den Politiker XYZ für die Online-Plattform, dann ein Live-Video zur Demo in der City, ergänzt mit Fotos mit dem Reporterhandy für die Bildergalerie und dazu vielleicht noch eine vertiefende Einordnung im hauseigenen Podcast – da bleibt Redakteuren für die Recherche und das Schrei-

ben ihres Hintergrundberichts, der am nächsten Tag in der Print-Ausgabe einer Tageszeitung stehen soll, heute deutlich weniger Zeit als früher. Was zu mehr Fehlern und weniger Perspektivenreichtum bei der Berichterstattung führen kann – oder zwangsläufig führen muss. Und das bekommt ein kritisches Medienpublikum natürlich mit. Zudem wuchsen neue digitale Medienangebote zuletzt wie Pilze aus dem Boden: Plattformen, Blogs, Newsletter, verschiedene Influencer-Formate etc. Mit jedem neuen Akteur und Mitbewerber auf dem Markt der Informationsvermittlung ist die Gatekeeper-Funktion als bisheriges Alleinstellungsmerkmal der »klassischen« Medien weiter geschwunden – das gilt deutschlandweit für das gesamte duale Mediensystem, also sowohl für privatwirtschaftliche als auch öffentlich-rechtliche Medien. Und obendrein konstatieren Medienwissenschaftler und -praktiker seit längerem zahlreiche Negativentwicklungen bei den etablierten Medien: zunehmende Boulevardisierung der Berichterstattung, Hyperskandalisierung und Click-Baiting, das Schielen auf schnelle Effekte und den vermeintlichen »Volkswillen«, fehlende Selbstreflexion und Kritikfähigkeit, »monoton« besetzte Chefetagen oder mangelnde Distanz zu Machtinstanzen und Behörden.

Gravierend geändert hat sich auch die ökonomische Situation von Medien – insbesondere bei privatwirtschaftlichen Unternehmen wie Zeitungsverlagen. Die früher noch richtig umfangreichen Zeitungsausgaben sind in den vergangenen Jahren immer dünner geworden, die Erlöse sowohl bei den Abos als auch bei den Werbeanzeigen teils regelrecht eingebrochen. Die Konsequenzen dieser wirtschaftlichen Krisensituation: immer neue Einsparungsrunden, Personalabbau, ausgedünnte Redaktionen, in denen immer weniger Journalisten und Journalistinnen immer mehr stemmen müssen – und das in einer Zeit, in der Polarisierungen innerhalb der Gesellschaft forciert werden, in der Entsolidarisierung und Feinbild-erstellung sich Platz machen und die Errungenschaften der Demokratie bedrohen.

Darüber hinaus diagnostizieren weite Teile der Kommunikations- und Medienwissenschaft einen Vertrauensverlust gegenüber den Medien in bedeutenden Teilen der Bevölkerung. Und sehr viele Journalisten erleben ihn auch so in ihrer täglichen Arbeit. Die Medien seien nicht mehr glaubwürdig, sie würden einseitig und häufig auch falsch berichten, zudem zu sehr mit der Politik kungeln – so lauten häufig die Vorwürfe. In ihrem beruflichen Alltag sehen sich Journalisten zunehmend Hasskommentaren und heftiger Kritik ausgesetzt, die vermehrt in gewaltsamen Übergriffen eskalieren.

Die aktuelle Situation könnte kaum widersprüchlicher sein: Gerade jetzt, in Zeiten von gezielter Desinformation, strategischer Verkürzung von Narrativen nicht nur in populistischen Kreisen sowie von Verschwörungsnarrativen sind journalistische Kompetenzen evident wichtig. Dazu zählen maßgeblich eine fundierte Recherche und neutrale Informierung, unparteiische Vermittlung, sachliche Analyse, aber auch professionelle Prüfung und Bewertung von Quellen sowie Trennung von Nachricht und Meinung. Sie sind prägend für das berufliche Selbstverständnis sehr vieler Journalisten und Journalistinnen. Doch ausgerechnet jetzt befinden sich die Medien in einer mehrdimensionalen Krise, parallel zu den umfassenden geopolitischen Umwälzungen, oftmals beschrieben als Polykrise.

Wie erleben Journalisten ihren Beruf und Berufsstand im Kontext dieser krisenhaften Situation? Was macht dieser Wandel mit ihnen bzw. was machen die Medien mit ihren Macherinnen und Machern? Wie gehen sie mit dem Vertrauens- und Bedeutungsverlust um? Und vor allem: Was bedeutet dieser Zustand des Journalismus für unsere demokratische Gesellschaft? Welche Wege gibt es aus dieser Krise, wie kann insbesondere die Beziehung von Medien und Publikum wieder verbessert werden? Was können, sollten und müssen Journalisten dafür tun?

Diese aktuellen Fragen und Themen sollen in diesem Buch hintergründig, faktenbasiert und offen besprochen und beleuchtet werden. Sie betreffen die Journalisten als berufliche Profis und dahin-

terstehende Menschen – zugleich betreffen sie aber besonders auch die Bürgerinnen und Bürger, die maßgeblich über Medien Realitäten wahrnehmen und sich erst aufgrund der medialen Information produktiv am öffentlichen Diskurs beteiligen können, mit eigener Meinungsbildung und im demokratischen Streitgespräch. Medien und ihr Publikum, so scheint es zunehmend, sind derzeit oft Gegenpole. Sie ergänzen sich aber in einer Mediendemokratie, brauchen einander. Ist der Journalismus strukturell nicht intakt und können Journalisten nicht so funktionieren, wie es ihre Rollen, Aufgaben und im Fall des öffentlich-rechtlichen Rundfunks auch ihr verfassungsrechtlich verankerter Auftrag verlangen, schadet dies auch der demokratischen Gesellschaft.

Dieses Buch wendet sich daher, neben dem journalistischen Berufsstand, vor allem an Bürgerinnen und Bürger, die sich differenziert, dabei auch kritisch-konstruktiv mit den aktuellen Herausforderungen, Problemen, aber auch möglichen Lösungsansätzen und Zukunftsszenarien im Medienbereich auseinandersetzen wollen – und dabei vielleicht auch ihre eigene Rolle im »Spiel« zwischen Medien und Publikum reflektieren. Dazu liefert das Autorenteam dieses Buches mehrere Perspektiven: Das Team besteht aus einem langjährigen Journalisten, der inzwischen an einer Hochschule Medien- und Kommunikationsmanagement lehrt (Rainer Nübel), einem Politikwissenschaftler, der sich intensiv mit Medienwirkungsforschung beschäftigt (Daniel Rölle), und einer Kommunikationswissenschaftlerin, die als Medienkritikerin tiefe Einblicke in die innere Struktur, Logik und Herausforderungen deutscher Medien ermöglicht (Nadia Zaboura). Daniel Rölle und Rainer Nübel sind, zusammen mit zwei Hochschulkollegen, bereits in einer Studie der Otto Brenner Stiftung Fragen und Aspekten der medialen Transformation und deren Auswirkungen nachgegangen. Zentrale Ergebnisse dieser Untersuchung sind in dieses Buch miteingeflossen.

Diskussionen über Medien und Journalisten sind häufig hoch-emotional, brauchen aber eine versachlichende, rational-kognitive

Basis. Daher folgt dieses Buch in seiner Struktur der dreistufigen Darstellungs- und Kommunikationsmethode »Storyporting«, die an der Hochschule Fresenius Heidelberg entwickelt worden ist. Sie verbindet seriöses, emotionsbezogenes Storytelling mit datenbasiertem, analytischem Reporting und erarbeitet daraus zukunftsorientierte Szenarien bzw. Lösungskonzepte, die es zu diskutieren gilt und die damit die gesellschaftliche Debatte auf eine neue, produktive Ebene bringen sollen.

Konkret sieht das wie folgt aus: Der erste Teil schildert, teilweise auf Basis wissenschaftlich geführter Interviews, persönliche journalistische Erfahrungen und Wahrnehmungen, die weit hinter die medialen Kulissen blicken lassen und sehr offen auch Fehler sowie Scheitern thematisieren. Im zweiten Teil werden vor dem Hintergrund dieser konkreten Inside-Stories aus dem Medienbetrieb zentrale Spielregeln, Inhalte, Entwicklungen, Problemfelder, medienpsychologische Wirkungen, Tabus und Tabubrüche im Journalismus dargestellt, erklärt und praxisnah analysiert. Zentral geht es in diesem Medienreport um die Frage, wie Medien und ihre Macher in diesen Zeiten gravierender Krisen ticken – Krisen, die genauso die Mediennutzer und Mediennutzerinnen betreffen. Daher gilt es auch die zentralen Vorwürfe der letzteren aufzugreifen und nach Ansätzen, Konzepten und konkreten Lösungen Ausschau zu halten, wie es der vielbeschworene Qualitätsjournalismus schaffen kann, ein erneuertes, kritisch-konstruktives Verhältnis von Medien und Publikum herzustellen. Soll oder muss er nachhaltiger und partizipativer der Aufgabe nachgehen, die demokratische Zivilgesellschaft mit ihrem wichtigen bürgerschaftlichen Engagement zu unterstützen? Und als wessen Advokat versteht sich der deutsche Journalismus in der sich vor aller Augen abspielenden Zeitenwende?

Diese zentralen Fragen zielen auf ein anderes, ein neues Rollen- und Selbstverständnis sowie ein zeitgemäßes und zukunftsgerichtetes Arbeiten von Journalisten. Entsprechende Antworten auf diese Fragen bietet der dritte Teil dieses Buches, der neue Zukunftssze-

narien beschreibt und damit den Horizont des Möglichen öffnet – im Positiven, aber auch im Negativen. Diese Szenarien werden bewusst sehr konkret beschrieben, u. a. bis in die Entwicklung eines erneuerten, demokratiefesten Polit-Talk-Formats. Damit sollen mögliche Zukünfte von Journalismus in seinem Umgang mit den veränderten Bedarfen und Herausforderungen dieser Gesellschaft erlebbar gemacht werden.

Wir wünschen eine anregende Lektüre, die im besten Falle gerne Ein- und Widerspruch, konstruktive Kritik und Diskussion auslösen darf.

Rainer Nübel, Daniel Rölle und Nadia Zaboura,
an Pfingsten 2025

Teil 1:

Erfahrungsstorys, Wahrnehmungen:
Narzisst und Vollmund?

Spiegelungen

Dieser verdammte Einstieg. Er muss knackig sein, »sexy«, wie manche journalistischen Lehrmeister und Ressortchefs gerne zu sagen pflegten. Die ersten Szenen sollen die Leser hineinziehen in die Geschichte, sie mitnehmen auf eine Reise voller Spannung, Gefühle, menschlicher Schicksale, auch Dramatik und überraschender Wendungen. Aber bloß nicht zu viele Szenen und Protagonisten. Das verwirrt das Publikum, dann steigt es aus, bevor die Story richtig begonnen hat. Und die ganze Recherche, die manchmal Wochen, ja Monate gedauert hat, ist für die Katz. Vielleicht ein schicker Cliffhanger gleich am Anfang, der so viel Spannung aufbaut, dass der Leser gar nicht anders kann als weiterzulesen. Wie bei einer starken Filmserie. Oder gleich wie beim Blockbuster.

Wie oft saß ich in den vergangenen 30 Jahren des Journalisten-Daseins vor dem wortlosen Screen meines Laptops, am Anfang noch vor der Schreibmaschine, und rang um diese ersten Szenen und Sätze. Stundenlang, manchmal auch einen ganzen Tag. Oft dauerte der Einstieg länger als die halbe oder ganze Geschichte. Von wegen Cliffhanger! Nicht selten hängt sich mir eher das Hirn aus. Auf jeden Fall sollten die ersten Passagen doch gut geschrieben sein, das ist das Mindeste. Noch besser wäre es, wenn es stilistisch und sprachlich perlt, die Feder edel ist. Immerhin gilt die Reportage, die journalistische Stilform des Storytellings, als Königsdisziplin

medialen Schaffens. Jedenfalls haben dies jahrzehntelang die Großmeister der schreibenden Zunft und so mancher Medienwissenschaftler behauptet. Seit dem Skandal um zahlreiche Fake-Reportagen des dauerpreisgekrönten Spiegel-Redakteurs Claas Relotius im Jahr 2018 sind sie in der Hinsicht zwar etwas schmallippiger, wenn nicht sogar selbstkritischer geworden. Aber das hilft mir im Moment auch nicht groß weiter, es ist ein Schrecken vor dem leeren Blatt, der Horror vacui.

Mit welchen Szenen soll ich also einsteigen, um das Thema »Narzisst und Vollmund?« auf den Erzählweg und in Schwung zu bringen? Viele Bilder, Erlebnisse und Erfahrungen schwirren mir durch den Kopf. Da wäre etwa jener jung-dynamische Lokalredakteur mit beachtlichem Selbstbewusstsein und ausgeprägtem Karrieresinn. Berichte aus dem örtlichen Gemeinderat, dem lokalen Kulturleben oder gar über Kleintierzuchtvereine, da schien er sich ganz sicher zu sein, konnten nur eine Durchgangsstation sein. Das Sprungbrett dorthin, wo angeblich der wahre und wichtige Journalismus stattfand: zu größeren Zeitungen mit höherer Auflage und größerer öffentlichen Aufmerksamkeit. Er pflegte eine Besonderheit, fast ein Ritual, das mir bis heute im Gedächtnis blieb: Bevor er einen Bericht zu schreiben begann, haute er zuallererst seinen Namen oder sein Kürzel in die Tasten des Computers – auch wenn es sich nur um eine kleine Meldung handelte, die von der regionalen Polizeibehörde kam und die er lediglich um zwei oder drei Wörter veränderte. Schreiben war eigentlich seine Sache, dafür brannte er, wie er in der Redaktion sagte. Als er schließlich zu einer regionalen Zeitung mit höherer Auflage wechselte, übernahm er primär organisatorische Aufgaben. Texte verfasste er nur noch selten. Jetzt habe er es geschafft, ließ er beim Bier mit den alten Kollegen anklingen. Die Treffen wurden immer spärlicher.

Oder könnte die Szene aus einer Reportageschule in Baden-Württemberg der passendere Einstieg sein? Es war eine klassische Übung: Die Journalistenschüler sollten ein spannendes Thema fin-

den, das in der Stadt oder der Region spielte, und dazu eine Telefonrecherche führen. Die Barriere, zum Telefonhörer zu greifen, war manchen der Digital Natives anzumerken. Eher gelangweilt bis misshütig rief einer der Nachwuchsjournalisten die örtliche Stadtverwaltung an und wurde zu einer Mitarbeiterin durchgestellt. Sein Ton in dem Gespräch wirkte hart, die Fragen spulte er herunter, als ob es eine Checkliste abzuhaken gelte. Wurde am anderen Ende gesprochen, verzog er wiederholt das Gesicht. Dann legte er auf. »So eine blöde Schlampe«, tönte er, gut wahrnehmbar. Ich war fassungslos. »Das geht überhaupt nicht. Was bildest du dir eigentlich ein?«, fuhr ich ihn an. Als damaliger Dozent für Recherche hätte ich ihn in diesem Moment am liebsten von der Schule geworfen.

Der »pädagogische Leiter« der Reportageschule, selbst auch Journalist, hatte freilich deutlich mehr Empathie: So sei der halt, meinte er damals, »Hauptsache, er kann was.« Vielleicht rührte sein großes Verständnis auch daher, dass er selbst mitunter den angehenden Journalisten von ganz besonderen »Tricks« erzählte. Etwa von dem, Menschen, die für eine Geschichte wichtig seien und mit der Presse nicht unbedingt reden wollten, an der Sprechanlage ihrer Wohnung zu sagen, man komme von der Polizei – um bei späteren skeptischen Nachfragen zu erklären, man sei gerade bei der Polizei gewesen, komme also quasi von ihr. Ein No-Go-Vorgehen, das aus dem fragwürdigen Bestand des Boulevards stammt. Mitunter plauderte der »pädagogische Leiter« vor den Schülern auch munter davon, dass sein Text gerade von der Dokumentationsstelle eines Magazins geprüft worden sei und er gebeten worden sei zu sagen, welche Details denn überhaupt stimmen würden. Pädagogisch wertvoll? Jener Reportageschüler muss damals jedenfalls einiges gelernt haben. Heute gilt er in der deutschen Medienszene als frecher Meister seines Faches.

Im Repertoire einschlägiger Erfahrungen gäbe es noch den Redakteur einer Landeszeitung, der sich ganz und gar dem investigativen Journalismus zuschrieb. Und arg darunter litt, dass seine aus

eigener Sicht opulente Enthüllungsexpertise von der Chefredaktion nicht richtig erkannt, geschweige denn gewürdigt wurde. Wie gut tat es da, dass er mit Kollegen eine Veranstaltung in der oberschwäbischen Provinz hatte und die Mitglieder der Gruppe auf Plakaten als »investigative Topjournalisten« angekündigt worden waren. Als die Veranstaltung zu Ende war und die Gruppe die nächste Kneipe anpeilte, fehlte der von der ignoranten Chefredaktion verkannte top-investigative Topjournalist plötzlich. Er war ins Büro des Veranstalters gegangen, um sich mit einigen Plakaten einzudecken. Und fortan wusste zumindest die Wand seines Büros ausführlich davon zu berichten, dass er der Elite der Enthüllungskünstler angehört.

Und da wäre noch jener Journalist, der im Kontext einer der zahllosen Journalistenpreise (es soll mehr geben als das Jahr Tage hat) seine Stimme jenem Claas Relotius gab – um wenig später, nach Bekanntwerden des Skandals, im vollen Brustton der Selbstüberzeugung zu kommentieren, dass die Spiegel-Redaktion dem Schönschreiber viel früher auf die Schliche hätte kommen müssen. Oder der Magazinjournalist, den ich in dessen Wohnung besuchte, um eine Recherche zu besprechen. Die ganze Zeit schaute er an mir vorbei, in den übergroßen Spiegel, der sein Arbeitszimmer schmückte.

Gerade fällt mir auf, dass es lauter Männer sind, die mir in den Sinn kommen, wenn ich an Narzissmus und Vollmundigkeit im Journalismus denke. Noch mehr erschreckt mich jedoch ein anderer Gedanke: Wenn ich ehrlich bin, könnte ich auch mit mir selbst einsteigen. Nicht nur in den selbstreferentiellen Journalistenrunden abends beim Bier oder Rotwein, sondern auch in der Familie, wenn Besuch da war, liebte ich es stets, über meine jüngste veröffentlichte Geschichte zu erzählen. Episch breit, ausgeschmückt mit jedem Detail der natürlich höchst aufwändigen, manchmal auch nicht ganz risikolosen Recherche. Ich bildete mir ein, dass diese narrative Selbstoffenbarung nötig sei, um journalistische Erfahrungen loszuwerden. Weil sie mich wahrscheinlich irgendwie belas-

teten. Tatsächlich aber genoss ich es, wenn manche Zuhörer stauend nachfragten oder beim Wort »Mafia-Recherche« zusammenzuckten und große Augen bekamen. Es war keine Therapie in eigener Sache. Sondern Selbstbespiegelung.

Heute kann ich nicht so tun, als ob mich das alles nichts mehr angeht, nur weil ich raus bin aus dem Medienbetrieb und jetzt an einer Hochschule arbeite. Einmal Journalist, immer Journalist. Was jetzt schon wieder irgendwie nach Mafia klingt.

Mitunter machen journalistische Selbstdarsteller sogar Betriebsausflüge. Im Fachjargon heißen sie Journalistenpreisfeiern. Und vielleicht taugt eine besonders eindrucksvolle Ausgabe dieser Medienfeste, deren Gast und Zeuge ich war, besonders gut für diesen Einstieg. Es war im Frühjahr 2009. Zu dieser Zeit galten Journalisten noch etwas in diesem Land. Die Auflagen und Werbeerlöse von Zeitungen und Zeitschriften schmolzen zwar schon seit längerem sichtbar ab, doch bis dahin waren Verlage über lange Zeit wahre Gelddruckmaschinen mit hohen Renditen gewesen. Die Gehälter von fest angestellten Redakteuren waren noch gut bis üppig, ihre Stellen weitgehend sicher, ihre beruflichen Selbsteinschätzungen von wenig oder keinerlei Zweifel getrübt. »Web 2.0« war noch ein vager Begriff, vielleicht eine Entwicklung, die irgendwann in der Ferne einmal kommen könnte. Doch noch konnten die Medienrezipienten nicht per Smartphone selbst mitmischen im journalistischen Betrieb, in eigenen Blogs, Communities oder Filter Bubbles. Noch waren Journalisten weitgehend die einzigen Gatekeeper. Was sie täglich an Themen und Stoffen selektierten und veröffentlichten, hatte das Publikum zu goutieren. Denn es war ja alles hochprofessionell und auf die Bedürfnisse der Leser, Zuschauer und Hörer fein und richtig abgestimmt. Glaubten zumindest die Journalisten, wir Journalisten. Und noch war die veröffentlichte Meinung weitgehend die öffentliche Meinung.

Beste Bedingungen also, um sich bei einer Preisverleihung wieder einmal selbst zu feiern. Im ehrwürdigen Deutschen Histori-

schen Museum in Berlin hatte sich die Szene eingefunden: Journalisten aus ganz Deutschland, darunter bekannte Branchensichter aus Funk und Fernsehen. Alles war angerichtet für das Schaulaufen der »vierten Gewalt«. Nur der Blick auf den Programmablauf irritierte: Gerd Ruge, der renommierte ARD-Journalist, wurde für sein Lebenswerk geehrt – doch statt zum krönenden Abschluss, wie es dramaturgisch üblich gewesen wäre, hatte der Veranstalter diesen Akt an den Anfang der Feier gesetzt. Zwei Stunden später war zu erahnen, warum.

Die Preisträger, die vor der Hauptfütterung der versammelten Journalistenschar geehrt wurden, hatten Glück. Die Laudationes auf sie und ihre Dankesreden gingen gut hörbar über die Bühne. Das änderte sich abrupt, als der kulinarische Hauptgang beendet, die Teller geleert waren. Erste Grüppchen bildeten sich, nach und nach steckten immer mehr Journalisten die Köpfe zusammen und begannen intensiv einer Kernkompetenz nachzugehen: der ausgedehnten Kommunikation über sich und die eigene Branche. Gebührend wurden die eigenen Publikationsleistungen der vergangenen Wochen gewürdigt. Und die der Konkurrenz mit derselben Lust und Leidenschaft niedergemacht. »Unser Stück ist eindeutig stärker«, befand ein Journalist, der gerade vom Stern zum Spiegel gewechselt war. Es ging um die Berichterstattung zu einem Suizid. Der Unternehmer Adolf Merckle hatte sich in Blaubeuren vor den Zug geworfen.

Unterbrochen wurde die rundum objektive Blatt- und Konkurrenzkritik von einem anderen Magazinjournalisten, der für ein Interview ausgezeichnet worden war, die Dankesrede sichtlich aufgeregt vom Blatt abgelesen hatte und nun seiner Selbstkommunikationsgruppe die filmreife Frage stellte: »Wie war ich?« Und wenn man schon dabei war, sich und die eigene Branche zu bespiegeln, durfte die allseits beliebte Klage über das Management des eigenen Medienhauses partout nicht fehlen: »Die haben null Ahnung von Journalismus.«

Die Kommunikation in eigener Sache war in vollem Gange, der Lautstärkepegel schwoll immer mehr an. Da störte auch nicht sonderlich, dass die Zeremonie weiterging. Als der bekannte Leitartikler Heribert Prantl die Arbeit einer jungen Preisträgerin würdigte, die im Irak damals junge einheimische Journalisten ausbildete, kämpfte seine Rede trotz Mikrofon mit Stimmengewirr. Prantls bitterer Hinweis war nur noch in den vorderen Reihen einigermaßen zu hören: Einige der irakischen Nachwuchsjournalisten seien inzwischen getötet worden.

Die Laudatio auf einen kabarettistisch aktiven Journalisten, gedacht als Schlusspunkt der offiziellen Preisverleihung, verhallte dann vollends in der lärmenden Kakophonie. Man stelle sich vor, die Würdigung des Lebenswerks von Gerd Ruge, dem Urgestein des deutschen Journalismus, hätte tatsächlich in solch einer unwürdigen Atmosphäre stattgefunden. Die Veranstalter schienen es vorausgesehen zu haben.

Ich ließ den Nachtisch stehen und ging. Wie stolz war ich gewesen, als ich nach Berlin gereist war, stolz darauf, für einen Abend zu diesem besonderen Kreis von Journalisten zu gehören. Und wie enttäuscht, auch wütend war ich jetzt ob dieser unangebrachten, ja fast schon zynischen Selbstinszenierung meiner Branche. Wenn man, davon war ich überzeugt, Kindern sagt, sie sollen sich für zwei Stunden ruhig verhalten, weil sich das einfach so gehört, kriegen die das hin. Wir Journalisten offenkundig nicht.

So, der Einstieg wäre irgendwie geschafft. Eine Einstellung, auch Wertung und Haltung dürfen oder sollen im journalistischen Storytelling aufscheinen, so habe ich es mal gelehrt bekommen. Daran habe ich mich gehalten. Ja, ich kann diese ich-bezogenen, teilweise schon egomanischen Attitüden, die (zu) viele Journalisten an den Tag legen, nicht ab. Auch nicht diese drüberstehende Besserwissererei. Und dieses ständige Rechthaben-wollen, auch wenn es um Belange oder Kritik des Publikums geht. Journalisten haben einfach ihren für Demokratie und Gesellschaft wichtigen Job zu machen.

Und sich nicht als unangreifbare Helden, regelrechte Stars der Medienmanege, zu gerieren. Basta.

Basta? Von wegen. Mal abgesehen davon, dass ich mir damit selbst den Spiegel vorhalte, was ziemlich schmerzt: Dass es selbstliebende Journalisten gibt und kaum ein Medienmacher vor Selbstbespiegelungen gefeit ist, das ist wohl so. Und ist doch nur ein Bruchstück dessen, was man Realität nennt. Und »objektiv« – immer noch das Zauberwort mancher medialen Zampanos und nicht gerade weniger Medienrezipienten – ist es schon gar nicht. Die von mir geschilderten Szenen habe ich exakt so erlebt, doch es sind subjektiv wahrgenommene Erfahrungen, ganz aus meinem Denken, Erleben und meiner Einstellung heraus wertend dargestellt. Ich habe Wirklichkeit konstruiert. So wie es bei jeder journalistischen Darstellung der Fall ist.

Siegfried Weischenberg, der Doyen der deutschen Medienwissenschaft, versucht das seit Jahrzehnten Journalisten zu vermitteln. Mit offenbar mäßigem Erfolg. Eine Szene, die sich bei »Lanz« abspielt hat: Die Neurowissenschaftlerin und Journalistin Maren Urner und der stellvertretende Welt-Chefredakteur Robin Alexander streiten in der ZDF-Talkshow darüber, ob journalistische Berichterstattung objektiv sein kann. Kann sie definitiv nicht, betont Urner und argumentiert mit ihrer ganzen Expertise. Es handele sich um konstruierte Wirklichkeit. Dauer-Lanz-Gast Alexander, dem es irgendwann gelingen wird, in zwei Live-Talkshows gleichzeitig zu sitzen, schaut so irritiert und ungläubig, als ob der Kanzler seinen politischen Kommentar vom Tage nicht ernst genommen hätte. Natürlich gebe es objektive Berichterstattung, natürlich berichte er selbst objektiv. Als Urner nicht lockerlässt und dem Starjournalisten, nochmals zum Mitschreiben, den Konstruktivismus sowie entsprechende neurowissenschaftliche Erkenntnisse erläutert, greift der zur Höchststrafe: Er tätschelt für einen kurzen Augenblick Urners Rücken. Es wirkt verlegen, aber auch gönnerhaft. Und konstruiert.